

Zur Besinnung

Vorsicht Sturmflut

Gunda Mayer



Ein absurd scheinendes Foto: ein glattes, blauviolett-grau schimmerndes Meer, unter hellem Himmel sich ausdehnend, der Horizont verliert sich im Unendlichen. Ganz allein in dieser freundlichen Weite: ein einziges Segelschiff, ein Einmaster, auf geruhsamer Fahrt in weiter Ferne, das Segel kaum gebläht, eine kleine Wellenspur hinter sich herziehend, das Weiß des Segels strahlt im Sonnenlicht... Ein Bild wie ein Traum von Urlaub, Entspannung, Frieden, wäre da nicht dieses dem Betrachter unübersehbar ins Auge springende hässliche Schild mit der beängstigenden und dazu noch riesengroßen Aufschrift: Vorsicht Sturmflut! Nichts außer diesem Schild deutet auf die Gefahr hin - ein schlechter Scherz also? Bedenklich allerdings: die Beulen und Kratzer auf dem Schild, Spuren

von Gewalteinwirkung, von der Gewalt der Elemente womöglich. Denn eine Sturmflut lässt z.B. an der deutschen Nordseeküste das Wasser mehr als 3.50 m über den mittleren Hochwasserwert steigen und setzt gewaltige zerstörerische Energien frei, man erinnere sich nur an die verheerende Sturmflut von 1962 bei Hamburg. Der Sturm treibt das Wasser auf das Land zu, peitscht haushohe Wellen gegen die Küste, gegen Deiche und Häuser, die Flut überrollt ganze Straßenzüge und Gebiete und reißt Menschen, Tiere, alles Bewegliche mit. Tausende Wellen und Sturmgeheul erschweren Rettern wie Opfern Kommunikation und Orientierung; alle modernen Frühwarnsysteme können nicht verhindern, dass Schutzmaßnahmen unzureichend bleiben,

plötzlich ist die Katastrophe da. Auf dem Meer ist das Toben der Elemente eine Gefahr selbst für Ozeanriesen, die sich heute dank Wetter- und Windradar frühzeitig aus der Gefahrenzone zu retten suchen. In früheren Zeiten wurden Schiffe wie Spielbälle auf tödliche Riffe zugetrieben, trotz aller Seemannskunst. „Schotten dicht und auf Gott vertrauen!“ lautete da die Losung... gut vorstellbar, wie es dem kleinen Segler auf unserem Foto in dieser Situation ergeht, erscheint er doch jetzt schon winzig ...

Eines jedenfalls ist klar: so eine Sturmflut kann immer wieder entstehen. Wer am Meer wohnt, wer sich aufs Meer begibt, muss auch damit rechnen und vorbereitet sein. Daran erinnert das Warnschild, das so gesehen nicht mehr absurd erscheint, sondern hoch aktuell in unsere Gegenwart hineinspricht, in den Anfang eines neuen Jahres. Nicht nur, weil mir wie anderen auch „ein Schiff, das sich Gemeinde nennt“ einfällt: die Gemeinde Jesu, die auf hoher See unterwegs ist. Nach den Stürmen der Missbrauchsskandale, die den Glauben vieler erschütterten und hinwegfegten, nach Intrigen mächtiger Kirchenmänner gegen den Papst, nach dem Schock der anstehenden oder durchgeführten Säkularisierung einer ganzen Reihe von Kirchenbauten als Resultat des demographischen Wandels – und der Kirchnaustritte! – scheint es um die und in der Kirche ruhiger geworden.

Die Tagesschau brachte gegen Jahresende positive Meldungen, z. B. über die Sternsingeraktion, das Taizé-Jugendtreffen und den Friedensaufruf des Papstes. Orts-Gemeinden sind eifrig mit der bischöflicherseits geforderten Neustrukturierung bzw. neuen Aufgaben- und Zielsetzungen beschäftigt; da bleibt kaum noch Kraft für den lautstarken Protest gegen eine zentrale Verwaltung des (Priester-)mangels statt des gemeinsamen Bemühens um neue Wege echter Seel-Sorge... Die gute Konjunktur in Deutschland beschert den Kirchen ein hohes Steuereinkommen, das sie gottlob gut genutzt haben, um Jesu Auftrag gemäß den vielen Flüchtlingen beizustehen. Es herrscht momentan Ruhe – vor dem Sturm, möchte man sagen, denn nur zu gut wissen wir, dass der demographische Abschwung die Kirchen wie das

Wirtschaftssystem bedroht; die Zahl der Priester wird auf Grund der Überalterung drastisch sinken, die Kirchen werden weiter Mitglieder durch Tod oder Austritt verlieren, die Strukturkrise sich dadurch verschärfen; wird die einzelne Gemeinde, wird der Glaube des einzelnen stark genug sein gegen diese Flut? Hinzu kommt der Ansturm eines aggressiven neuen Atheismus, die Herausforderung durch Flüchtlinge, die das lau gewordene westliche Christentum mit einem oft unkritisch bis kämpferisch vertretenen Islam konfrontieren. Stürmische Zeiten stehen bevor, nicht nur in der Kirche, nicht nur in Europa: Terror, Kriege Hunger, Elend wüten in der arabischen Welt, in der Ukraine, in Afghanistan, in vielen afrikanischen Ländern, und die Folgen erreichen uns sowohl durch den Terror des IS als auch durch Millionen von Flüchtlingen, die in Europa, an den Grenzen der Festung Europa oder in ihrer Heimatregion auf Hilfe angewiesen sind; wohlgemerkt: nicht die Flüchtlinge sind die Flut, sondern die Probleme, vor denen sie fliehen und für die wir in Europa, auf der „Insel der Glücklichen“, oft genug mitverantwortlich sind, ohne es zu wollen – man denke nur an die Ausbeutung der Natur, der Bodenschätze, der Arbeitskräfte, an Umweltzerstörung aus Profitgier, ganz zu schweigen von den Folgen des durch menschlichen Raubbau verursachten Klimawandels ... Höhere Ironie: so schaffen wir Menschen es (ungewollt), die gefürchteten Sturmfluten hervorzurufen! Eine echte „Sündflut!“

So betrachtet, ist die Warnung auf dem Bild nicht absurd, sondern realitätsnah- so wie das stets ungeliebte, aber notwendige Drohwort der Propheten. Was also tun? Resignieren, ängstlich auf die Katastrophe warten, sich wegducken, weil man gegen Sturmfluten sich ja nicht wehren kann? So erscheint in den Augen der Öffentlichkeit die Haltung vieler Christen heute. Oder Augen und Ohren schließen, weitermachen wie bisher, sich und andere beruhigen/täuschen, vielleicht bleibt die Katastrophe ja doch aus, so das Modell mancher Politiker heute; oder genießen, an sich reißen, was zu kriegern ist,- das nicht nur von Trump gelebte Profit-Modell.

Im Evangeliumsbericht vom Sturm auf dem See lebt und fordert Jesus ein anderes Verhalten. Die Jünger wännen sich auf sich gestellt, allein, da Jesus schläft, und wecken ihn in Panik. „Ihr Kleingläubigen“, – diese Anrede tadelt die Jünger, leugnet aber nicht die Kraft des Sturmes, sondern weist darauf hin, dass die Angst letztlich aus dem zu geringen Vertrauen auf Gottes Gegenwart in Jesus entspringt. ER ist doch bei ihnen, bei seiner Kirche, bei denen, die an IHN glauben.

Was also ist zu tun, da Sturmfluten zu erwarten sind? Wachsam bleiben, „die Zeichen der Zeit“ sehen und deuten (VAT II), vorbereitet sein und mit aller Kraft gegen zerstörerische Gewalten angehen – die Jünger haben sicher nicht die Hände in den Schoß gelegt, erst recht nicht nach Ostern. Sie haben unter Lebenseinsatz den Glauben an die in Jesus verkörperte Liebe Gottes verkündet und verbreitet. Gegen die Übermacht der römischen Besatzung mit ihrem Kaiserkult, gegen fundamentalistisch-enge Tendenzen auch in den eigenen Reihen, gegen einen modischen Relativismus und Nihilismus haben sie sozusagen eine Sturmflut entfesselt, die die damalige Welt nicht zerstört, sondern in Bewegung versetzt hat. Ihre Kraft: das Vertrauen darauf, dass ER bei ihnen ist, für immer und an jedem Ort; an IHM machten sie sich fest, machten sie so das Schifflein der Kirche fest – und nicht an noch so tradierten Machtansprüchen, Strukturen, Autoritäten und Besitztümern. Wer sich an IHM orientiert, von IHM bewegen lässt, der kann aus Irrwegen herausfinden und sich erneuern, in Bewegung bleiben, ohne sich zu entfernen, der ist gewappnet, für neue Verhältnisse neue Lösungen zu suchen, in und außerhalb der Kirche, sei es in der Seelsorge am Ort, in der Liturgie, in der Kirchenstruktur, in der Aufgabenverteilung zwischen Priestern und Laien, Männern und Frauen... Das gilt für die Kirche als Ganzes wie für die einzelnen Glaubenden, für mich.

Ein Vorteil: Niemand ist allein im Boot; vernetzt sind wir mit IHM und durch IHN, der zur Fahrt auffordert, auch miteinander. Diese Vernetzung der Christinnen und Christen nutzen, gilt auch für

das Anarbeiten gegen alle Gefahren, die durch Verhalten unserer westlichen Gesellschaft hervorgerufen werden: sich und andere informieren und öffentlich machen, wo Unrecht geschieht, in der eigenen Stadt, im Land, an Kindern und Alten, an Familien, Arbeitslosen und Flüchtlingen... in Politik und Handel mit armen Ländern; gemeinsam das eigene Einkaufen, Reisen, Essen, Hobby kritisch überprüfen auf die Verträglichkeit für Natur und Schöpfung, usw.. Immer geht es darum, im eigenen noch so kleinen Umfeld praktische Folgerungen zu ziehen - und das auch von der Politik einzufordern. So kann Christsein Kreise ziehen. Beispiele für solche Art von neuer Bewegung, ob ausdrücklich christlich oder nicht, gibt es genug, ob Ärzte ohne Grenzen, Cap Anamur, Greenpeace und unzählige Umwelt-, Entwicklungs- und Flüchtlingshilfe-Projekte. Werden da nicht auch Fluten - der Menschlichkeit, der Vernunft, der Erfindergabe - in Gang gesetzt, mit dem Ziel der Rettung der einen Welt und Menschheit?

Eine Sturmflut ist für den, der sich an den Herrn hält, von IHM gehalten weiß, eine Gefahr - vielleicht aber auch eine Chance, spült sie doch hinweg, was nicht für die Ewigkeit bestimmt ist; bezeichnenderweise wurde die Bildkarte, auf die ich mich beziehe, vom Katholischen Bibelwerk herausgegeben; sollte „Vorsicht Sturmflut!“ ein Hinweis sein auf die Kraft, die das Wort Gottes entfesselt, wenn es denn losgelassen, wirklich gehört, ernstgenommen wird?

Was also bleibt zu tun angesichts von Sturmflut-Aussichten? Ein Wort, das ein früh verstorbener Freund, ein leidenschaftlicher Segler, gern zitierte, kommt mir da in den Sinn:

Verzage nicht, wenn dir der Wind ins Gesicht weht. Spann ein Segel auf und fahre der Sonne entgegen!

Das Thema

Fürchtet euch nicht – Christsein in einer Angstgesellschaft

Jeweils in der ersten Ausgabe der HK eines jeden Jahres greifen wir das Thema des vergangenen Jahrestreffens auf. Durch Wiedergabe der jeweiligen Referate möchten wir auch denen, die nicht am Treffen teilnehmen konnten, Gelegenheit geben, an den Themen und Gedanken, die die Teilnehmerinnen und Teilnehmer bewegt haben, teilzunehmen.

Beim letzten Jahrestreffen ging es um Angst in ihren vielfältigen Erscheinungsformen, ihren Ursachen, Ausdrucksformen und Bewältigungsstrategien.

Professor Ebertz, Religionssoziologe an der Katholischen Hochschule in Freiburg, zeigte gesellschaftliche Entwicklungen und Veränderungen auf, aus denen sich die Entstehung von Ängsten und die Reaktionen darauf erklären lassen. Frau Hecht, Referentin beim Katholischen Bibelwerk, erläuterte an Beispielen aus dem Ersten und dem Zweiten Testament, wie Ängste überwunden werden und ein friedliches Miteinander gelingen kann.

Die Ausführungen von Professor Ebertz können wir im Wortlaut in drei Abfolgen, beginnend mit dieser Ausgabe, wiedergeben. Dafür danken wir Herrn Professor Ebertz auch im Namen unserer Leserinnen und Leser sehr. Den Vortrag von Frau Hecht bringen wir in der Zusammenfassung von Mathilde Pirzer-Hartmann, der wir dafür auch sehr herzlich danken.

Christa Herrmann

Christsein und Kirche in der multiplen (Angst-) Gesellschaft: Teil 1

Michael N. Ebertz

Angst hat jede*r, jeweils auf individuelle Weise. Doch darum geht es hier und in den nächsten beiden Folgen nicht. Es geht vielmehr um kollektive Ängste, um gesellschaftlich produzierte und weitverbreitete Ängste. Man könnte auch sagen: Es geht nicht um Ängste, die uns trennen, sondern um solche, die uns verbinden.

Die Angst im Wissen, dass wir sterben müssen, ist zwar eine, die uns alle verbindet. Aber sie ist anthropologisch und nicht gesellschaftlich vorgegeben, sie ist von Gesellschaft zu Gesellschaft allenfalls unterschiedlich modelliert und integriert. Also geht es im Folgenden auch darum nicht, obwohl es sich um eine „fundamentale Angst“ (Alfred Schütz) handelt.

Welche Ängste verbinden uns?

Welche Ängste verbinden uns heute, sofern sie gesellschaftlich verursacht sind? Inwiefern

entstehen aus unserem gegenwärtigen Zusammenleben selbst Quellen der Angst? Um solche Fragen geht es, und auch noch darum, was dies für das Christsein und die Kirche bedeutet. Die katholische Kirche selbst hat auf dem Zweiten Vatikanischen Konzil (1962-1965) eine erste Spur gelegt, und unserem Thema eine gewisse Richtung gegeben. Dieses Konzil hat die damalige und – vorausgreifend – die Folgezeit als eine Zeit des Wandels diagnostiziert: sachlich, zeitlich und sozial. In sachlicher Hinsicht sprach das Konzil von „einem umfassenden Wandel der Wirklichkeit“ (Gaudium et spes 5) und davon, dass „tiefgreifende ...Veränderungen Schritt um Schritt auf die ganze Welt übergreifen“ (Gaudium et spes 4). Es ist kein Wandel, der nur die gesellschaftliche Oberfläche betrifft. In zeitlicher Hinsicht sprach das Konzil von einem „immer tiefer greifenden Wandel“ (Gaudium et spes 6) mit einer „so raschen Beschleunigung, dass der Einzelne ihm schon kaum mehr zu folgen vermag“ (Gaudium et spes 5). Es ist also

kein Wandel, der vorübergeht, sondern sich gleichsam spiralenförmig immer weiter steigert. In sozialer Hinsicht führt dieser Wandel, so das Konzil, „die menschliche Gesellschaft (...) zu einer neuen Ordnung“ (Christus Dominus 3) der „überlieferten örtlichen Gemeinschaften, wie patriarchalische Familien, Clans, Stämme, Dörfer“ (Gaudium et spes 6). Er gestalte „in Jahrhunderten gewordene Denk- und Lebensformen der Gesellschaft völlig um“ (Gaudium et spes 6). Es ist kein partieller, sondern ein totaler Wandel, den das Konzil diagnostiziert, ja, so können wir heute sagen, prognostiziert hat. Total ist er auch insofern, als er auch das religiöse Leben erfasst: So kann „man schon von einer wirklichen sozialen und kulturellen Umgestaltung sprechen, die sich auch auf das religiöse Leben auswirkt“ (Gaudium et spes 4).

Radikaler Wandel – Quelle der Angst?

Hier schon könnte man fragen, ob diese Diagnose – auch im biographischen Erleben – als zutreffend eingeschätzt wird, ob der gesellschaftliche Wandel für ganze Generationen in den letzten 50 Jahren zur Quelle der Angst wurde,

- weil nichts mehr ist, wie es einmal war,
- weil einmal Erlerntes entwertet wurde,
- weil Neues zu aufwendig ist, es noch zu lernen,
- weil frühere Erfahrungen nichts mehr gelten,
- weil neue Erfahrungen nicht mehr zugänglich sind
- weil eingegangene Beziehungen sich als instabil erwiesen haben und
- weil das religiöse Leben auch nicht mehr das ist, was es einmal war.

Freilich ist nicht ausgeschlossen, dass der tiefgreifende, auf Dauer gestellte und alle Lebensbereiche umfassende Wandel oder zumindest einige Momente davon auch als befreiend erlebt werden konnten und können. Folgt man Heinz Bude, („Gesellschaft der

Angst“, Hamburg 2014, Seite 10), dann ist allerdings Angst ein „wichtiger Erfahrungsbegriff der heutigen Gesellschaft“; „ein Begriff für das, was die Leute empfinden, was ihnen wichtig ist, worauf sie hoffen und woran sie verzweifeln.“ Wenn Heinz Bude recht hat, dass „zum Erleben von Angst [...] jenes Alleingelassensein mit dem Gefühl, dass alles bricht und nichts mehr hält“ (Bude 2014, Seite 122), gehört, dann ist Angst in Situationen radikalen Wandels die Begleiterscheinung schlechthin. Angst ist im Kern „eine Reaktion auf die Wahrnehmung einer Gefahr“; dramatisch gesprochen, ist Angst als Oberbegriff für Erfahrungen der Möglichkeit, „dass alles offen, aber nichts ohne Bedeutung ist. Man glaubt, in jedem Moment mit seinem ganzen Leben zur Disposition zu stehen“ (Bude 2014, Seite 90, 18).

Auch Christ und Christin zu sein und Kirche zu leben, heißt dementsprechend heute, mit der Erfahrung des beschleunigten gesellschaftlichen Wandels zu rechnen, auch von Religion. Darin können Quellen der Angst liegen, auch in der Religionsfreiheit, die eine Pluralisierung der Religion eröffnet und zugleich zu einer gesellschaftlichen – etwa staatlichen, wirtschaftlichen und massenmedialen – Einschränkung der Religion und damit zu einer Relativierung der eigenen Religion führen kann. Denn das Auftauchen alternativer religiöser Sinnwelten „ist eine Gefahr, weil ihr bloßes Vorhandensein empirisch demonstriert, dass die eigene Sinnwelt nicht wirklich zwingend ist“, so die 2017 und 2016 verstorbenen Soziologen Peter L. Berger und Thomas Luckmann („Die gesellschaftliche Konstruktion von Wirklichkeit“, Frankfurt 1974, Seite 116f). Auch weiß man wie sie aus der eigenen Religionsgeschichte: „In der Geschichte haben bessere Waffen, nicht bessere Argumente den Aufstieg oder Fall von Göttern entschieden“.

Multiple Quellen der Angst

Wenn wir uns auf die Suche nach den Quellen der Angst in unserem gesellschaftlichen Zusammenleben begeben, stoßen wir nicht nur auf eine Vielfalt an religiösen Sinngebungen, sondern auch an Gesellschaftsdiagnosen. Die Antwort der Soziologen auf die Frage, in welcher

Gesellschaft wie eigentlich leben, haben wir nicht nur einfach, sondern vielfach: „Erlebnisgesellschaft“, „postindustrielle Gesellschaft“, „posttraditionale Gesellschaft“, „Multioptionsgesellschaft“, „zivilisierte Gesellschaft“, „Beschleunigungsgesellschaft“, „Abstiegsgesellschaft“ – so heißen die Etiketten. Und von ihnen gibt es noch einige mehr. Wir leben somit in einer multiplen Gesellschaft, in vielen Gesellschaften gleichzeitig – eine weitere Quelle von Angst?

Greifen wir einige dieser Etikettierungen auf und beginnen in diesem ersten Beitrag mit der Diagnose der „postindustriellen Gesellschaft“.

Angst, Christsein und Kirche in der postindustriellen Gesellschaft

Obwohl noch viele Politiker von „unserer modernen Industriegesellschaft“ sprechen, leben wir schon längst in einer Dienstleistungsgesellschaft. Dieses Etikett steht für eine der vielen Diagnosen unserer Zeit und meint insofern nur einen – aber einen wichtigen – Aspekt der Gegenwart. Der amerikanische Soziologe Daniel Bell hat diese These bereits in den 1970er Jahren hervorgebracht und damals zunächst von der „postindustriellen Gesellschaft“ gesprochen. Ihm zufolge wird die gesellschaftliche Ordnung immer weniger durch die industrielle Produktion bestimmt. Nachdem sich der Anteil der Erwerbstätigen im Agrarsektor, dem Primären Wirtschaftssektor, zurückbildet, nehmen auch der Anteil im Sekundären Sektor, dem Industriesektor, ab und es wächst und wächst der Dienstleistungsbereich, der Tertiäre Sektor. Tatsächlich hat Daniel Bell bis heute Recht behalten. In Deutschland hat der Anteil der Erwerbstätigen im Dienstleistungsbereich die Fünfzig-Prozent-Marke (von 45 Prozent auf 54 Prozent) erstmalig zwischen 1970 und 1980 überschritten. Schon in den 1990er Jahren wurde die Sechzig-Prozent-Marke überstiegen, und seit der Jahrtausendwende bis heute arbeiten knapp ein Viertel der Erwerbstätigen in Deutschland im Sekundären und drei Viertel im Tertiären, also im Dienstleistungssektor.

Der tägliche Erfahrungsraum der großen Mehrheit auf dem Arbeitsmarkt ist somit schon

lange nicht mehr die industrielle Fertigung. Wissen wird zur zentralen Achse, um die sich die neue Technologie, das Erwerbsleben, das Wirtschaftswachstum und die soziale Schichtung organisieren. Fachliches Wissen und Können werden zur Voraussetzung von Macht, Muskelkraft wird ebenso abgewertet wie der Arbeiter als Repräsentant der Industriegesellschaft und derjenige, dem Zugang und Voraussetzung für den Wissenserwerb versperrt ist. In der SPD, die sich als traditionelle parteipolitische Vertretung der Arbeiterschaft versteht, geht die Angst um, weil ihr das Wählerreservoir ausgeht, und auf der Suche nach der ‚Neuen Mitte‘ taumelt sie (seit der Regierung Schröder) von einer Orientierungs- und Identitätskrise in die nächste. Sie muss umlernen, weil ihr die sozialstrukturelle Wählerbasis wegrutscht.

Aufwertungen in der Dienstleistungsgesellschaft

In der Dienstleistungsgesellschaft erfahren vielfältige und differenzierte Formen der Face-to-face-Interaktion – nicht zuletzt im Bildungs- und im Gesundheitswesen – eine starke Aufwertung. Aushandlung, Begleitung und Beratung („auf Augenhöhe“) verdrängen befehls- und gehorsamsbestimmte Sozialbeziehungen, selbst innerhalb der Familien zwischen Mann und Frau, Eltern und Kindern. Die Emanzipation der Frauen ist auch eine Folge der Chancen, die ihnen die Dienstleistungsgesellschaft bietet. Frauen werden in den Arbeitsmarkt gebracht, womit auch die herkömmliche Geschlechterordnung, Ehe- und Familienvorstellungen unter Druck geraten. Was sich hier vollzogen habe „und noch vollzieht“, sei „für die Menschheitsgeschichte bedeutsamer als etwa die Entdeckung der Atomenergie oder die Ausbreitung der Automation“. Steht dieses Zitat, das der „Christlichen Gesellschaftslehre“ (1983, Seite 86f) von Kardinal Joseph Höffner entnommen ist, für eine Angst von Männern oder bloß von Kirchenmännern? Geht damit auch eine allgemeine Angst um die Instabilität der Partnerschafts- und Familienbeziehungen einher, eine Angst um das Versiegen einer wichtigen Quelle sozialer Anerkennung? Zwar ist „bei gleichbleibender oder ansteigender Scheidungs-

oder Trennungsrate ... mit einer Expansion des Verwandtschaftssystems zu rechnen“, doch würde sie auch „mit der allmählichen Auflösung der Kleinfamilie gerade die lebensweltliche Institution zerstören, an der die Subjekte mit ihren Herzen und aus wirtschaftlichen Gründen nach wie vor hängen“ und die Erfahrung von „Wut, Verzweiflung und Trauer“ wie noch in allen Fällen die Befreiung von traditionellen Lebensformen verbreitern (Axel Honneth, Desintegration, Frankfurt 1994, S. 96ff).

Abwertungen in der Dienstleistungsgesellschaft

In einer Dienstleistungsgesellschaft, wo Kommunikation und Wissen zu zentralen Achsen des Erwerbslebens werden, tauchen noch andere Ängste auf: die Angst vor dem Versagen der Kinder in der Schule wird schon bei der Einschulung zum Thema, denn wer stehen bleibt und sich nicht weiterbildet, wird in der postindustriellen Dienstleistungsgesellschaft abgehängt. Ins Abseits geraten all diejenigen, denen die Kompetenz fehlt, die Perspektiven anderer zu übernehmen, sich elastisch und flexibel im Wechsel der Situationen zu zeigen und Kompromisse in der Teamarbeit zu finden. Man muss sich in Teamarbeit und Projektentwicklung zurückhaltender, gefügiger und anschlussfähiger zeigen. „Die Frage ist also nicht allein, was ich mir zutraue, sondern zuerst, wie ich die anderen davon überzeugen kann, dass ich mit dem, was ich zu leisten vermag, der Arbeitsgruppe, der Abteilung oder dem ganzen Betrieb von Vorteil bin“ (Bude 2014, Seite 44). Die Erfahrung von Unsicherheit, Diskriminierung und Exklusionsdrohung bei denjenigen wächst, die nicht gesprächs- bzw. diskursfähig sind. Hinzu kommt: Im Dienstleistungssektor arbeiten viele Geringverdiener: „In der Gebäudereinigung, bei der Paketzustellung, bei Sicherheitsfirmen, in der Pflege, in Gaststätten, in Frisörsalons, bei Billigläden sind rund 15 Prozent aller Beschäftigten tätig. Das sind einfache Dienstleistungen, für die wenig bezahlt, aber viel verlangt wird“ (Bude 2014, Seite 84). Im Vergleich mit dem alten „Industriearbeiterproletariat“ ist das „neue ‚Dienstleistungsproletariat‘ weiblicher, ethnisch heterogener und qualifikatorisch diffuser“ (Bude 2014, Seite 86f). In der Pflege schafft „die zwischenmenschliche Abhängigkeit Belastungen ..., die im Grunde eine professionelle Distanz wie bei Ärzten oder Rechtsanwälten erfordern. Da kommt die Angst ins Spiel, sich nicht genug abgrenzen zu können, aufgesaugt zu werden oder gemessen am eigenen Ethos zum ‚Unmenschen‘ zu werden“ (Bude 2014, Seite 89).

Herausforderungen der Kirche

Bietet die Dienstleistungsgesellschaft auch der Kirche, welche die Arbeiterschaft verloren hatte,

Chancen? Es gibt einige Hinweise, dass die Chancen dieses neuen Erfahrungsraums im heutigen Zusammenleben noch kaum ergriffen wurden. Zwar erhält schon seit Jahren und Jahrzehnten die funktionale Autorität der Theologie als Reflexionsort des Glaubens eine – zumindest innerkirchliche – Aufwertung zuungunsten einer bloß auf der Basis von rituell vermittelter Amtsautorität operierenden Repräsentanz des Christentums. Aus Seelsorge als ‚Seelenführung‘ wird Seelsorge als Begleitung. Aber klerikale Amtsautorität verliert auch an gesellschaftlicher Akzeptanz, wenn sie sich Argumentationen verschließt, sich einer bloß routineförmigen und behelrenden Interaktionslogik verschreibt und diese nicht als symmetrisches Begegnungsgeschehen umformt; wenn sie Frauen die Emanzipation verwehrt und aus der religiösen Dienstleistungserbringung ausschließt, ja wenn dem religiösen Dienstleistungsbegriff selbst – zugunsten einer ‚communio hierarchica‘ – der legitime theologische Status verweigert wird. Die Kirche ist damit herausgefordert, ihre Arbeit von Herrschaft auf Leistung, auf Dienstleistung, umzustellen, sie also von der vertikalen, gesetzes- und gehorsamsorientierten Über- und Unterordnungsbeziehung in eine horizontale Tauschbeziehung umzulegen. Das ist ein Optionswechsel, der nicht wenigen Christinnen und Christen schwerfällt. Von der nachkonziliaren ‚Communio-Theologie‘ überschattet und gern überlesen, findet sich in Lumen Gentium 4 die Kirche in einer Doppelstruktur beschrieben, bestehend aus „communio et ministratio“. In der Übersetzung von Rahner und Vorgrimler steht da: „Gemeinschaft und Dienstleistung“. Dies heißt somit: 1. Die Kirche ist nicht nur als Gemeinschaft zu begreifen. 2. Die Kirche hat sich (strukturell) differenziert aufzustellen. 3. Kirche als Gemeinschaft ist nicht der Kirche als Dienstleistung übergeordnet, denn der Geist „eint sie in Gemeinschaft und Dienstleistung“. Nicht nur ‚dienen‘ ist ein theologisch qualifizierter Begriff, sondern auch ‚Dienstleistung‘ ist ein solcher geworden. Mit dieser ‚neuen‘ Selbstbeschreibung hat sich die Kirche für die moderne Gesellschaft neu aufgestellt, hat sich ausdifferenziert. Sie hat gleichsam – auch im

profanen Leben anzutreffende – Grundformen des Sozialen in sich hineinkopiert.

Christ*in sein in der Dienstleistungsgesellschaft

Christ und Christin zu sein und Kirche zu leben, heißt heute, weniger in einem vertikalen Befehls- und Gehorsams-Verhältnis, sondern in einem horizontalen Tauschverhältnis, in einem religiösen Dienstleistungsverhältnis zu operieren. Tatsächlich sind rituelle und caritative Dienstleistungen (Kasualien, Beratung) gefragt, die entsprechenden Qualitätsansprüche steigen, und der selbstbestimmte ‚Kirchenkunde‘ ist zur vorherrschenden Sozialfigur unter den Kirchenmitgliedern geworden, während die Priesterrolle dabei ist, sich in die ‚Magierrolle‘ zu verwandeln. Kleriker erfahren sich dann nicht mehr als ‚Vorsteher‘ von Gemeinden, als Pfarr-Herren, sondern sie haben ‚Kunden‘ und erleben sich manchmal von ihnen gesteuert, da diese auf dem freien religiösen Markt auf Alternativen zurückgreifen können. Die verbleibende gemeindliche *Communio* wird zu einer

schrumpfenden, vorwiegend aus alten Arbeitsmarktpassiven rekrutierten Milieugemeinde, die nun davon bedroht ist, die Angestellten und bestimmte Typen von Frauen zu verlieren, die die Rollenmuster der traditionellen Geschlechterordnung schon längst hinter sich gelassen haben. Eher bestimmte Empfänger und Empfängerinnen, weniger die Erbringer und Erbringerinnen moderner Dienstleistungen finden sich in dieser *Communio* vor Ort. Auch in der Kirche wächst die Angst, sich in der Dienstleistungsgesellschaft am Rand wiederzufinden – nicht nur seitens der Kleriker, sondern auch seitens der Laien, insbesondere der Engagierten. Und die Christen und Christinnen, die sich in der Enge der milieuverengten Kirchengemeinden nicht wiederfinden, werden zu religiös Suchenden, vielleicht auch hier „Alleingelassensein mit dem Gefühl, dass alles bricht und nichts mehr hält ...“.

Fortsetzung folgt.



Christsein in einer Angstgesellschaft

Biblische Ermutigungen zu politischem und ethischem Handeln

Zusammenfassung des Referates von Anneliese Hecht

Unsere Gesellschaft kann als „Angstgesellschaft“ bezeichnet werden, da viele Menschen in mancherlei Ängsten leben. Umfragen bestätigen das. Die wichtigsten Ängste, die genannt werden, sind: Angst vor sozialem Abstieg, vor Flüchtlingen bzw. (angenommener) Folgen wie Straftaten durch Flüchtlinge, Terrorismus, Angst vor Überfremdung, vor dem „Untergang des Abendlandes“, Angst, dass unsere christlich geprägte Kultur verschwindet wegen der Zuwanderung von muslimischen Gläubigen bzw. der zunehmenden Zahl von Atheisten. Gefühl: „Es geht den Bach runter“.

Was hilft Christen in dieser Angstgesellschaft bzw. was können Christen in dieser Situation für die Gesellschaft tun?

1. Gottvertrauen, das in Ängsten und Widrigkeiten trägt.

Die Seewandelgeschichte Mt 14,22-33 kann uns auch heute helfen, Ängste zu überwinden. Es geht in dieser Geschichte um *Gottvertrauen*.

Der Zuspruch von Jesus an Petrus bewirkt spontan Vertrauen, so dass er über das Wasser laufen kann. Sobald aber Petrus überlegt, zweifelt, geht er unter.

Das ist die *Situation der Menschen* zu der Zeit, als die Evangelien des Markus und Matthäus geschrieben wurden: Traumatische Zeiten (nach der Eroberung Jerusalems), traumatisierte Menschen, eine Angstgemeinde auf Erden, während Jesus im Himmel ist. Die Geschichte macht der Gemeinde Mut. Es trägt, wenn Petrus auf Jesus schaut, das gilt auch für die Gemeinde.

Und das gilt auch *heute*. Wenn ich in Ängsten bin, sollte ich mich fragen: Worauf schaue ich? Schaue ich auf das, was trägt? Oder schaue ich auf das, was Angst macht? Und dann kann ich mich entscheiden wie Petrus, Vertrauen gewinnen, Angst überwinden.

2. Werte und Lebensgesetze als Fundament in der Gesellschaft

Fundament unseres Staates, unserer Gesellschaft ist das *Grundgesetz*, vor allem Art.1 (Würde des Menschen). Es fußt auf christlichen Werten, auf der Bibel.

Gal. 4,4-7: Unsere Freiheit, unsere Würde gründet darin, dass wir Söhne und Töchter Gottes sind. Wir können als Befreite leben.

Basis unserer Wertegesellschaft sind die **10 Gebote**. Sie enthalten Mitmenschlichkeitsregeln für gelingendes Leben, sind auch heute noch aktuell für Christen und hilfreich für unsere Gesellschaft.

Auslegung

- *Befreiung*: Nicht wirst du für dich andere Götter haben (1. Gebot)

Dieses Gebot lässt uns frei und unabhängig sein von selbst gemachten oder selbsternannten Göttern. Wir sollten uns fragen: Was sind unsere Götzen? Wem opfern wir Zeit, Geld, Energie? Wem vertrauen wir?

Der Glaube an den einen Gott stiftet Identität und Gemeinschaft, er erweist sich als zuverlässige Lebensperspektive. Der *eine Gott* bewahrt vor Abhängigkeit von den vielen Göttern.

- *Gottesbild*: Du wirst dir kein Gottesbild machen und dich nicht davor niederwerfen (2. Gebot)

Gott ist weder männlich noch weiblich.

Er ist unverfügbar. Er darf nicht für eigene Zwecke missbraucht werden, weder als Erziehungsmittel noch als Legitimation von Macht und Gewalt. *Kultgegenstände* dürfen keine Macht über uns haben; es soll also keine Statuen zur Anbetung oder Verehrung geben. (Hinweis: In orthodoxen Kirchen gibt es keine Statuen. In der Kirchengeschichte gab es immer wieder Bilderverbote bzw. Bilderstürmer.)

Geboten ist der *Verzicht* auf ein *einseitiges* Gottesbild.

- *der Gottesname JHWH* (3. Gebot)

Sein Name JHWE (Jahwe) bedeutet „Ich bin da“. Gott ist für uns da, er ist in einer guten Beziehung zu uns, gibt uns Sicherheit, nimmt Ängste.

- *Schutz*: Ehre deinen Vater und deine Mutter (4. Gebot)

Das biblische Gebot richtet sich an *Erwachsene*, die sich um ihre nicht abgesicherten Eltern kümmern sollen. Alte Eltern sollen als materiell und persönlich Betreute in Würde altern dürfen. Es geht nicht ums Gehorchen, sondern um den Respekt der Generationen untereinander.

- *Schutz vor Übergriffen*: 5.-10. Gebot

Nicht morden, nicht die Ehe brechen, nicht stehlen, nicht gegen den Nächsten als Lügenzeuge aussagen, nicht nach der Frau des Nächsten trachten, nicht nach seinem Haus ... noch nach irgendwas, das ihm gehört. Es sind Gebote der Mitmenschlichkeit; diese sind enorm wichtig um (miteinander) gut zu leben.

Weitere Regeln bzw. Hilfen für gelingendes Leben finden wir zum Beispiel **im Gebot der Gottes- und Nächstenliebe** (Mk 10,17-23) und in der **Bergpredigt** (Mt 5,43-48).

Am Ende zählt vor allem eines: **gelebte Mitmenschlichkeit**, nachzulesen in der Endzeitrede Mt 25,30-48. „Mich hungerte und ihr gabt mir zu essen, mich dürstete und ihr gabt mir zu trinken; ich war Fremdling und ihr nahmt mich auf; ich war nackt und ihr bekleidetet mich; ich war krank und ihr besuchtet mich; ich war im Gefängnis und ihr kamt zu mir. *Das ist das Maß*: „Was ihr *einem* dieser meiner geringsten Brüder getan habt, das habt ihr mir getan.“

Für manche Menschen sind das Zumutungen, aber für die Hilfebedürftigen Hoffnung und Leben.

3. Gerechtigkeit als Leitidee der Bibel und Gesellschaft

Rechtsstaat und Sozialstaat als Grundfesten von Gerechtigkeit

Der Ruf nach Gerechtigkeit ist in unserer Gesellschaft laut zu hören (z.B. auch im Wahlkampf). Viele Menschen erleben ihre Situation als ungerecht, obwohl unser Staat ein Rechts- und Sozialstaat ist und den Anspruch hat, Gerechtigkeit zu garantieren.

Gerechtigkeit ist *ein Leitwort der Bibel*. Der gerechte Mensch gilt als Ideal (vgl. Psalm 1). Recht und Gerechtigkeit gehen Hand in Hand, es sind Kategorien der Mitmenschlichkeit. In der Bibel ist Gerechtigkeit immer Beziehung, verlässliche Bindung. (Glauben heißt: Gott vertrauen!³) Rufe nach der Gerechtigkeit Gottes sind erfolglos, solange die eigene Gerechtigkeit fehlt.

Sozialgesetze im Buch Deuteronomium (Dtn 12-26)

Hier realisiert sich Gottes Gerechtigkeit. „Du kannst nicht so tun, als ginge es dich nichts an“.

- Der Zehnt: die erste Sozialsteuer
- Das Erlassjahr: Schuldentilgung anstatt Schuldknechtschaft
- Ideal umfassender Solidargemeinschaft
- Gerechtes Urteil: Urteile ohne Ansehen der Person
- Im Kriegsfall keine Strategie der „verbrannten Erde“
- Mithilfe statt untätiges Wegschauen
- Respekt vor dem eigenen Geschlecht und dem der anderen; soziale Sicherheit
- Respekt vor der Regeneration der Natur
- Auslieferungsverbot von Asylanten
- Zinsverbot gegen Israeliten
- Schutz sozial Schwacher, Wahrung des Lebensnotwendigen
- Keine Ausbeutung von Nutztieren

4. Freiheit von und zu

Der Sonntag als Pfeiler unseres freiheitlichen Staatswesens

Der arbeitsfreie Sonntag ist in unserer Gesellschaft zunehmend gefährdet. Christen sollten sich auch gesellschaftlich/politisch engagieren, um ihn zu erhalten.

Impulse zur Feier des Sonntags

- Den Sonntag schon am Vorabend beginnen.
- Am Sonntag so ausruhen, als sei die ganze Arbeit getan. Gottes Welt anschauen, in ihr wandern, verweilen, spielen.
- Den Gottesdienst als „Eucharistie“, also Danksagen verstehen. Was uns bewegt sind Dank an Gott und gegenseitige Liebe.
- Die Welt und den Nächsten als Geschenk annehmen. Gabe kommt von Aufgabe.
- Dem Lobpreis, dem Singen, der Freude und der Bejahung Raum geben. Wenigstens einen einzigen Menschen froher machen.
- Allenfalls nötige Kritik am Mitmenschen dem Werktag überlassen. Sabbat-Geist ist Ja-Geist.
- Lebens- und Liebesgemeinschaft verwirklichen. Der Werktag ist voll von zweckbestimmten, ausschnittshaften Begegnungen. Der Sonntag soll Ganzheit ermöglichen.
- Zeit für sich selbst finden.
- Anhäufen von Frömmigkeitsübungen oder Zwang zum Gottesdienst sind sabbatwidrig.
- Statt Zeit vertreiben, sie füllen mit intensivem und wahren Leben.

Mathilde Pirzer-Hartmann

Rahmenprogramm

Donnerstagabend: Einführung – fremder Blick auf Deutschland

Drei junge Frauen, Anfang/Mitte Zwanzig bzw. Anfang Dreißig, Migrantinnen, wurden von Traudi Eberhardinger interviewt, sie gaben uns bereitwillig Einblick in ihr Leben. Zwei flüchteten aus Syrien wegen des Krieges und weil ihre Familien keine Lebensgrundlage mehr hatten. Eine Frau kam aus Russland, „der Liebe wegen“, sie wollte einen hier lebenden jungen Russlanddeutschen heiraten. Sie hatte in Russland ein Studium begonnen, aber da hier ihre Abschlüsse nicht anerkannt wurden, besucht sie zurzeit ein Abendgymnasium, um Abitur zu machen und dann zu studieren. Die eine syrische Frau, körperbehindert (im Rollstuhl) seit ihrer Kindheit, hatte in ihrer Heimat eine Apotheke, die im Krieg zerstört wurde. Sie versucht zur Zeit Kenntnisse in der europäischen Arzneimittelverordnung zu erwerben, um dann einen Arbeitsplatz zu bekommen. Das dürfte wegen ihrer Behinderung schwierig sein, obwohl sie eine sehr intelligente, kraftvolle Frau ist. Sie ist Christin. Die andere syrische Frau hat hier

Abitur gemacht und studiert inzwischen Soziale Arbeit in Würzburg. Sie ist Muslima, nicht (mehr) so gläubig. Sie erzählte, wie sie sich von ihrer den islamischen Traditionen verhafteten Mutter emanzipiert hat. Sie will im Herbst einen Mann (Arzt) heiraten, den sie frei gewählt hat. Weil die Frauen außer ihrer Muttersprache und Deutsch auch gut Englisch sprechen, stellen sie sich ehrenamtlich als Übersetzerinnen für andere Geflüchtete zur Verfügung.

Die hoch intelligenten Frauen beeindruckten uns durch ihre Persönlichkeit, ihre Ausstrahlung und vor allem durch ihr ausgezeichnetes Deutsch. Sie haben erst vor drei Jahren angefangen Deutsch zu lernen! Alle haben die Beratungsprogramme von In Via besucht, sind sehr motiviert, initiativ, sie wollen sich unbedingt integrieren.

Was uns überrascht hat, war, dass sie sehr positiv über unsere Gesellschaft sprachen, kaum von negativen Erfahrungen berichteten, sogar Verständnis zeigten, wenn Deutsche sich zum Beispiel beklagen, dass im Bus kaum Deutsch gesprochen wird. Sie waren einhellig der Meinung, dass sie gut aufgenommen wurden, die

Deutschen freundlich seien und dass es Pflicht der Migranten sei, Deutsch zu lernen, zu sprechen und sich in die deutsche Gesellschaft zu integrieren.

Freitagabend: Angebote zur Erholung

Wie schon in den letzten Jahren bot das Jahrestreffen Gelegenheit im *Gesprächskreis* mit der Leitung Interessantes über das Leben im Heliand zu erfahren, aber auch über „Gott und die Welt“ zu reden. Zum *Singkreis* mit Gertrud Reinhardt kamen wieder viele Sangesfreudige, die gerne alte und neue Lieder sangen. Im *Kreativkreis* mit Susanne Engel und Rita Ocker wurden Tüten unterschiedlicher Größe aus Kalenderblättern gebastelt und Kraniche in Origamitechnik gefaltet. Der von Traudi Eberhardinger geführte *Spaziergang durch den nahen Hohenheimer Park* war ein besonderes Erlebnis.

Samstagabend: Streiflichter durchs Schwabenland

Einen sehr gelungenen, vergnüglichen Abend bereitete uns eine Gruppe kundiger Schwäbinnen in so „gepflegtem Schwäbisch“, dass alle sie verstehen konnten.

Eingerahmt von Musik erfuhren wir einiges aus der Geschichte: Woher der Name kommt, woher die Schwaben stammen und welche wichtigen Persönlichkeiten sie hervorgebracht haben, zum Beispiel die Staufer. Der Berühmteste, Kaiser Rotbart, wurde uns mit der Ballade „Schwäbische

Kunde“ von Uhland vorgestellt. Wichtige Ereignisse wie die Einführung der Reformation, die Gründung der Universität Tübingen, politische Konflikte (Absolutismus) brachten uns die Geschichte näher. Nicht fehlen durfte natürlich der Hinweis auf die vielen schwäbischen Dichter. Schiller wurde uns ausführlich vorgestellt („Freude schöner Götterfunken“), aber auch Mörike („Frühling“, „Septembermorgen“), Hesse („Im Nebel“) und wieder Uhland („Einkehr“).

Es wurde dann noch einmal sehr vergnüglich: Hildegard und Rosemarie V. führten uns in einem Sketch vor Augen, welche Schwierigkeiten ein Nichtschwabe im Schwabenlände beim Einkaufen haben kann.

Viele Komponisten haben Gedichte von schwäbischen Dichtern vertont. Auf der ganzen Welt gibt es ein schwäbisches Abschiedslied, das wir dann gemeinsam sangen:

„Muß i denn zum Städele hinaus...“

Mathilde Pirzer-Hartmann

Katholikentag 2018 in Münster

Herzliche Einladung zu den Programmbeiträgen des HELIAND:

„Frieden schaffen heißt Türen öffnen – Modell Rahab?“

Wortgottesdienst von Frauen (nicht nur) für Frauen am Freitag, 11.5. um 16.00 Uhr.

Rahab, eine übel angesehene Frau, Wirtin (eine Hure?), rettet durch Öffnen ihrer Türe für den „Feind“ – und durch Lügen – eine größere Gruppe von Menschen. Ihr riskantes, auch ambivalentes Handeln wird in biblischer Tradition als Modell verstanden - aktuell bis heute?! Das will unser Gottesdienst bedenken und vielfältig erfahrbar machen.

Zum Gottesdienstort führt ein **Meditativer Weg: „Münster, Ort der offenen Türen?“**

Dauer ca.50 Minuten, mit fünf Stationen: Türen, die mit Frieden bzw. Krieg zu tun haben, werden in ihrer historischen oder auch aktuellen Bedeutung Anlass zur Besinnung.

Start:14.30 Uhr am Euthymia-Zentrum; **endgültige Orte gibt das KT-Programm an**

Liturgische Leitung: Gunda Mayer, geistl. Begleiterin des HELIAND

Musikalische Leitung: Barbara Sandfort, ND Rheda-Wiedenbrück, mit Instrumental-und Gesangsgruppe

Dringend gesucht: Unterstützung bei der Vorbereitung und Durchführung; wer mitmachen möchte, melde sich bitte ganz schnell bei Gunda Mayer

E-Mail: gunda.mayer@web.de

Literatur

Volker Ladenthin: Mach's gut? Mach's besser! Eine kleine Ethik für den Alltag

Beatrix Albrecht

Das erste Kapitel des vorliegenden Buches schildert eine Alltagssituation: „Freitagnachmittag im Supermarkt...sehr lange Schlangen... Ich habe 24,80 € zu zahlen, lege 25 € auf den Wechselteller, sie (die Kassiererin) hat das Wechselgeld schon in der Hand... So packe ich meine Sachen zusammen und gehe... Ich stelle beim Nachzählen fest, dass mir die Kassiererin statt der 20 Cent Wechselgeld eine Münze von 50 Cent gegeben hat...Sollte ich zurückgehen?...Sie auf den Irrtum hinweisen? Sie war so unfreundlich zu mir! Ach was, zu allen!... Und dies alles wegen 30 Cent? Aber kommt es darauf an, ob man 30 Cent unberechtigterweise kassiert oder 30 Euro oder 30 Millionen? ... Ist das sittlich?... Was soll ich tun?“ (S.9f)



Auf das Erlebnis an der Kasse greift der Autor in den neun Kapiteln des Buches immer wieder zurück: „Sittlichkeit ist unbequem. Sie hält auf. Die Kunden müssen warten, wenn jemand der Kassiererin Geld zurückgeben will, das sie irrtümlich herausgegeben hat. Das hält auf. Und das wegen ein paar Cents! Sittlichkeit ist Sand im Getriebe der Gesellschaft. Sie verursacht Reibungen. Sie nervt.“ (S.143)

Für Volker Ladenthin ist Ethik die systematische Auseinandersetzung mit dem, was sittlich gelten soll. Ethische Regeln müssen sich in jeder Situation bewähren. Sittlichkeit soll den Kontakt der Menschen untereinander so regeln, dass sie die Würde des Menschen schützt. Sie wurde

nicht durch den Menschen erfunden, hat sich nicht entwickelt, sondern sie ist ihm aufgegeben.

Der Autor schildert Situationen aus dem modernen Alltag: u.a. die rote Ampel, die Werbung. Außerdem zeigt er an Texten aus der alten Geschichte, der Bibel und der Literatur, dass die Grundaussagen zu Sittlichkeit, Gesetz, Politik etc. von Hamurabi über Sophokles, Augustinus, Kant bis in die Moderne unverändert aktuell sind.

Die Überschriften der Kapitel sind als Leitfragen formuliert, die auf den inhaltlichen Zusammenhang hinweisen: Was sollen wir tun? Wie fällen wir eine sittliche Entscheidung? Gelten sittliche Entscheidungen für alle Menschen? Wozu brauchen wir Gesetze? Muss Politik sittlich sein? Wann ist Moralität entstanden? Wie passen Ethik und Religion zusammen?

Hilfreich für den Leser ist die starke Strukturierung der einzelnen Kapitel: die Einteilung in mit Untertiteln versehene Abschnitte, die nummerierten und hervorgehobenen „Regeln“, die enge gedankliche und sprachliche Verknüpfung von Schluss und Anfang der Kapitel, die häufigen Verweise und Hinweise. Der Autor kommuniziert mit dem Leser: „...Sie können selbstverständlich meine Schlussfolgerungen immer...überprüfen“ (S.13) und lässt ihn an seinem Gedankengang und seiner Vorgehensweise teilnehmen („Ich will diesen Satz einmal festhalten. Damit man ihn nicht vergisst“ (S.15). Ladenthin gelingt es den Leser durch seine Vorgehensweise und seine klare, verständliche Sprache, die Art, wie er Fragen stellt, einzubeziehen und den komplexen Sachverhalt für ihn herunterzubrechen. Er versucht „möglichst voraussetzungslos zu beginnen. Überzeugungen, Orientierungen Grundannahmen werden nicht eingefordert.“(S.206f)

Ein am Ende angefügtes Literaturverzeichnis regt zum Weiterlesen an.

Volker Ladenthin (geb. 1953 in Münster) absolvierte ein Studium der Germanistik, Geschichte und Philosophie und unterrichtete zunächst an einem Gymnasium. Nach Promotion und Habilitation wurde er 1995 auf den Lehrstuhl für Historische und Systematische Erziehungswissenschaften an die Universität Bonn berufen. Er war und ist u.a. (Mit)herausgeber wissenschaftlicher Zeitschriften und Buchautor.

Literatur

Volker Ladenthin: Mach's gut? Mach's besser! / Eine kleine Ethik für den Alltag
Taschenbuch € 14,90, Ausgabe Sept. 2017
Echter Verlag, Würzburg

Nachruf Hiltrud Zimmer

Am 16. Dezember, am Vorabend von Gaudete, starb Hiltrud Zimmer im Alter von 75 Jahren. Sie hat sich nach einem Rückfall nicht mehr von ihrer schweren Krankheit erholen können. Als frühere Gauführerin des Elisabethgaus (Diözesen Mainz und Limburg) war sie seit ihrer Jugend dem Heliand eng verbunden und als Mitglied des Frauenkreises nahm sie an den Diözesantreffen und auch an Treffen auf Bundesebene teil. Als Gymnasiallehrerin für Deutsch und Religion war sie prädestiniert, sich um die „Literatur“ in der Heliand-Korrespondenz zu kümmern. Das tat sie seit Heft 2/87 gemeinsam mit Beatrix Albrecht. Seit nunmehr 30 Jahren suchte sie zusammen mit Beatrix aktuelle Neuerscheinungen aus dem Bereich Christlicher Glaube, Spiritualität, Impulse für das Leben, die Heliandfrauen interessieren könnten, las sie und verfasste mit Beatrix bei einigen Tassen Tee eine Leseempfehlung. Wir danken ihr für ihr zuverlässiges, kenntnisreiches und selbstverständliches Engagement, das wir sehr vermissen werden.

Gertrud Singer

*Leserbrief zum Literaturbeitrag von Ellen Fluhr:
„Wenn der Pfau weint“ von Irina Badavi mit
Angela Kandt*

Liebe Ellen,

in den letzten Tagen habe ich das Buch gelesen, das Du mir geschenkt hast und viel darüber nachgedacht. Wie kommt es, dass solche Clan-Gesellschaften entstehen?

Ich glaube, der Ursprung ist die Erfahrung, aufeinander angewiesen zu sein, um in einer unwirtlichen Umwelt zu überleben. Das ist ja nicht schlecht. Wenn dann noch Druck von außen kommt, politisch oder religiös (Türkei!). Kritisch wird es, wenn die „Gesellschaft“ so in ihren Traditionen verhärtet, dass sie nicht mehr fähig ist sich veränderten Umständen anzupassen. Ich glaube, dass das vor allem dann passiert, wenn die Mitglieder des Clans und vor allem die „Anführer“ – das heißt die Männer – schwach als Person sind und ängstlich allem Fremden begegnen. Ein Clan fördert nicht persönliche Stärke und Individualität. Jedes Mitglied bezieht seine Stärke aus der Position als Vater, Ehemann, Bruder von ..., Großmutter, Mutter vieler Söhne ... Was „draußen“ passiert ist uninteressant. Das war in Tiflis schon so. Die Töchter müssen sich einfügen und das lernen,

was Frauen in dieser Gesellschaft schon immer zukam: folgen.

Dem hat sich die große Schwester mit der Drohung von Selbstmord erfolgreich verweigert. Der Protagonistin hat letztlich ihre Wissbegierde und wohl auch Intelligenz geholfen. Sie hat clever gehandelt und durch das Erlernen von Deutsch und die Namensgebung für die Kinder und das eigene Konto ihre Abnabelung in die Wege geleitet. Ihr Vater und ihr Mann sind für mich sehr schwache Männer, die sich nur durch Gewalttätigkeit durchsetzen konnten.

Tragisch finde ich, dass solche „Parallelgesellschaften“ ähnlich wie Sekten so abgeschottet sind, dass nur sehr mutige Mitglieder den Ausbruch wagen. Es werden ja auch viele Fallstricke gespannt und zum Beispiel die deutschen Gesetze, die zum Beispiel den Kindern gutes Aufwachsen ermöglichen sollen, in abartiger Weise missbraucht. Gerichten würde ich mehr Kenntnis von derartigen familiendynamischen Prozessen wünschen.

Ich kann mir gut vorstellen, dass die Kinder ihren Weg machen und auch glücklich werden – eine Kategorie, die es in einem Clan nicht gibt: persönliches Glück.

Traudi Eberhardinger, Stuttgart, 3.10.17



Eine Bekannte von Gudrun Hofbauer (kein Mitglied) schreibt:

Nun zu den Heliandbriefen: Für mich sind sie eine Bereicherung, besonders durch die klaren Aussagen zu den sehr dringenden Fragen, die unser Dasein betreffen. Ich habe die Hefte immer griffbereit in der Nähe liegen und sie bereichern in jeder Hinsicht. Mit der Zeit lerne ich auch die Autorinnen der einzelnen Beiträge besser kennen.

Aktuelles

Unterstützung für Papst Franziskus

„Ein Gerücht macht die Runde, und das lautet: Seit Papst Franziskus der katholischen Kirche vorstehe, sei diese in Unruhe geraten. Dabei geht es nicht nur um sein Auftreten, das deutlich erkennbar anders ist als dasjenige seiner Vorgänger und manche zu befremden scheint. Mit dem Erscheinen des postsynodalen Schreibens „Amoris Laetitia“ zu Fragen von Ehe und Familie begann nun auch ein heftiger Streit darüber, ob Franziskus die Lehre verändert und so mit der Tradition gebrochen habe.“ (Magnus Striet in Herder Korrespondenz Februar 2017, S.13)

Offenkundig wurde der innerkirchliche Dissens durch die sogenannten dem Papst übersandten „Dubia“ von 4 Kardinälen, die sich vor allem auf die Fußnote 315 des postsynodalen Lehrschreibens „Amoris Laetitia“ beziehen. Die Kardinäle unterstellen darin dem Papst mehr oder weniger direkt ein Aufweichen, bzw. Abweichen von der unumstößlichen Lehre der Kirche. Der Umgang der Kirche mit Geschiedenen und Wiederverheirateten ist dabei ein Kernthema. Die barmherzige Menschenliebe Gottes, die Papst Franziskus in Wort und Tat in das Zentrum seiner Amtsausübung stellt und seine Überzeugung, dass jeder Mensch in seiner Freiheit Gott gegenüber sein Tun verantworten und im Gewissen klären muss, sehen seine Gegner als Verstoß gegen die reine Lehre der Kirche. Weil die 4 Kardinäle, zu denen auch der deutsche Kardinal Walter Brandmüller gehört, ihr Schreiben an den Papst nach einiger Zeit veröffentlicht haben mit der Begründung, bisher weder eine Antwort noch ein Gesprächsangebot bekommen zu haben, hat sich nun auch eine Unterstützeroffensive für Papst Franziskus gebildet. Angeregt und geleitet wird diese Offensive von dem Pastoraltheologen Paul M. Zulehner und dem Theologen und Soziologen Tomás Halík. Ihr Aufruf zu Unterstützung und Solidarität mit Papst Franziskus hat inzwischen über 66.400 Unterstützer und Unterzeichner gefunden. Diese Unterschriften werden die

Initiatoren mit folgendem Schreiben an den Papst weiterleiten:

„Hochgeschätzter Papst Franziskus!

Ihre pastoralen Initiativen und deren theologische Begründung werden derzeit von einer Gruppe in der Kirche scharf attackiert. Mit diesem öffentlichen Brief bringen wir zum Ausdruck, dass wir für Ihre mutige und theologisch wohl begründete Amtsführung dankbar sind.

Es ist Ihnen in kurzer Zeit gelungen, die Pastorkultur der katholischen Kirche von ihrem jesuanischen Ursprung her zu reformieren. Die verwundeten Menschen, die verwundete Natur gehen Ihnen zu Herzen. Sie sehen die Kirche an den Rändern des Lebens, als Feldlazarett. Ihr Anliegen ist jeder einzelne von Gott geliebte Mensch. Das letzte Wort im Umgang mit den Menschen soll nicht ein legalistisch, sondern ein barmherzig interpretiertes Gesetz haben. Gott und seine Barmherzigkeit prägen die Pastorkultur, die Sie der Kirche zumuten. Sie träumen von einer „Kirche als Mutter und Hirtin“. Diesen Ihren Traum teilen wir.

Wir bitten Sie, von diesem eingeschlagenen Weg nicht abzuweichen, und sichern Ihnen unsere volle Unterstützung und unser stetes Gebet zu.

Die Unterzeichnenden“

Die Gegner von Papst Franziskus schweigen weiterhin nicht. In einem langen Interview in der Frankfurter Allgemeinen hat Kardinal Brandmüller seine Sicht der Dinge verteidigt und begründet: „Wenn ich dezidiert Nein sage zu der Verkündigung, riskiere ich mein ewiges Heil, so es sich um ein Dogma handelt. ...Es ist Dogma, dass die Ehe ein Sakrament und infolgedessen unauflösbar ist...Wenn jemand also meint, dem definierten Dogma eines Allgemeinen Konzils widersprechen zu können, dann ist das schon eine heftige Sache. Eben das nennt man Häresie ...“ (FAZ v.28.10.17) Kardinal Marx, DBK-

Vorsitzender, stellt sich ganz klar und eindeutig auf die Seite von Papst Franziskus. „Die tiefste Entscheidung wird im Gewissen gefällt. Das ist immer die Lehre der Kirche gewesen. Das sind ja die am meisten umstrittenen Punkte von der Synode bis jetzt zu den Diskussionen nach „Amoris Laetitia“. Da geht es einmal um die Frage der Situation, in der sich jemand befindet. Die Schwierigkeit besteht darin, objektiv von außen zu sagen, jemand sei in einem Zustand der Todsünde. Ohne Blick auf die Gewissenssituation des Einzelnen, ohne Blick auf seine Realität, auf die konkreten Umstände ist eine wirklich umfassende und die Schwere der Schuld bewertende Beurteilung nicht möglich ...Es geht darum, die Gewissen zu bilden und nicht zu beherrschen, sagt der Papst.“ (Kardinal Marx, Herder Korrespondenz Januar 2018, S.20)

Interessant ist, dass die Papstgegner jetzt auch den emeritierten Papst Benedikt XVI. angreifen. Der

italienische Theologe und Philosoph Enrico Maria Radaelli, der zu den Unterzeichnern der ‚Zurechtweisung‘ von Papst Franziskus gehört, wirft in einem soeben erschienenen Buch Benedikt XVI. vor, er sei ein Modernist mit traditionellem Vokabular und damit, so hört man heraus, auch ein Wegbereiter für Papst Franziskus. Letztlich, so kann man vermuten, haben diese Kritiker wohl das 2. Vatikanische Konzil noch nicht verarbeitet.

Weitere Informationen über die Unterstützeraktion ProPopeFrancis finden sich auf der Homepage der Initiative, dort werden auch noch weitere Unterschriften gesammelt.

Homepage: www.pro-pope-francis.com.

Christa Herrmann

KarTage der Frauen vom 28.3. – 1.4. 2018

in Hadamar und Kloster Arnstein

Die KarTage der Frauen finden immer an Orten statt, ab denen wir die Geschichte von Unterdrückung und Gewalt besonders deutlich ablesen können. Nach Ravensbrück (2016) und Verdun (2017) sind wir im Jahr 2018 in Hadamar.

Hadamar ist ein Ort, an dem mehr als 10 000 Menschen mit Behinderung von den Nationalsozialisten ermordet wurden. Mit den grausamen Ereignissen dieser Jahre, aber auch mit der Vorgeschichte des Krankheitsbildes „Psychopathie“, die zur Legitimation dieser Grausamkeiten geführt hat. wird sich die Tagung befassen.

Anmeldung bei Jutta Lehnert: jutta.ksi@gmail.com

Teilnehmer-Gebühren 200 € zu zahlen an Dekanat Koblenz,
Stichwort „**KarTage 2018**“
DE46570501200000148833

Aus unserer Geschichte

Es hat mich interessiert, über was im Heliand vor ca. 50 Jahren diskutiert wurde. So habe ich mir in den Jahrgängen 1966/67 einige Leserbriefe angesehen und fand sie recht interessant. Gekürzt stelle ich sie Euch hier vor:

„Das geht mir einfach auf die Nerven – Titel und Namen im Heliand-ein uralter Zopf? (Heliandbrief 4/66)

Namen wie Burg, Gau, Mark, Rat und Führer beanspruchen immer wieder das Verständnis des Heliandmädchens. Wie schwer kommen Neulinge damit zurecht...Wir selbst mögen uns ja noch leicht an die Namen gewöhnen...Was bedeuten sie aber für Außenstehende? Bekommen sie nicht einen recht schiefen Eindruck von uns? ... Lassen sich wirklich keine anderen Bezeichnungen finden? Bei dem Wort „Thing“ fühle ich mich ständig zurückversetzt in die Zeit der alten Germanen, die bei Neumond unter der Wodaneiche saßen und Gerichtstag hielten...Ganz eindeutig handelt es sich hierbei noch um alte Zöpfe aus der Zeit der Jugendbewegung.

Schwieriger wird es allerdings, wenn man an den Namen unseres Bundes denkt. Und wie steht es mit dem Bundeskanon? Ich selbst möchte allerdings die Kritik am Namen „Heliand“ nicht unterstützen, da er meiner Meinung nach nicht der Zeit unterworfen ist. Ich glaube aber, es wird höchste Zeit, dass sich unser „Thing“ ernsthaft mit dieser Problematik beschäftigt...Ich glaube, dass auch solche Äußerlichkeiten auf die Dauer über Sein oder Nichtsein unserer Gruppen und einer zeitgemäßen Jugendarbeit entscheiden.

Brigitte Renne, Münster



Im Heliandbrief 1/67 erschienen mehrere Antworten darauf.

Sigrid B.-D., dem Mädchenkreis längst entwachsen, schreibt: Ich kann der Leserschrift...nur zustimmen. Mir ging es schon 1947 so, als ich

zum Heliand stieß, dass mich manche Bezeichnung recht merkwürdig berührte, insbesondere Gau und Mark. Gegenüber Außenstehenden benutze ich diese Bezeichnungen nie. Burg und Burgfräulein fand ich ausgesprochen ulkig.



Aus Bayern wandte sich eine Gauführerin an die Schreiberin des Artikels: Liebe Brigitte, Deinen Artikel habe ich mit einigem Interesse gelesen, weil ich mir als Gauführerin bei diesem Titel manchmal auch schon ein bisschen blöd vorgekommen bin. Ich halte aber Deine Hoffnungen, dass andere Bezeichnungen klüger, verständlicher, anziehender oder moderner sind, für trügerisch. ...Ich möchte nicht unbedingt die alten Bezeichnungen hochhalten, komme was wolle. Ich bin nur dafür, dass sie sich durch Gewohnheit einbürgern und dann vielleicht einmal offiziell anerkannt werden. Von oben lässt sich da sowieso nur wenig machen. ...Außerdem ist die heutige Jugend romantischer, als sie zugibt. Warum sollten dann unsere Mädchen nicht mit Freuden zum „Gautag“ kommen?

Traudi H.



Und noch eine Stimme aus dem Berliner Frauenkreis: Bei der Namensänderung könnte man wohl dem Drängen der jugendlichen Neuerer bis auf die Namensänderung des Bundes nachgeben. Wenn man diese vornehmen würde, bliebe vom ursprünglichen Geist, vom traditionsgebundenen guten Ruf und seiner Würde wenig übrig. Eine Familie gibt ja auch nicht so mir nichts dir nichts ihren Namen auf, mag er unzeitgemäß, unmodern oder gar seltsam klingen. Der Name „Heliand“ ist bestimmt zeitlos, vielsagend, kurz und einprägsam, Weg und Programm zugleich.

Liesel F.



Ausgesucht von Gertrud Singer.

Aus aller Welt

Papst Franziskus hat nach dem Jahr der Barmherzigkeit den „Welttag der Armen“ ausgerufen unter dem Motto „Liebt nicht in Worten, sondern in Taten“. Im Mittelpunkt des Welttages der Armen, der am 19. November 2017 - dem Fest der Heiligen Elisabeth - das erste Mal begangen wurde, stehen die armen Menschen, die Papst Franziskus vor allem an den Rändern der Gesellschaft sieht. Als Heliand stellen wir unser weltkirchliches Engagement in diesen Zusammenhang, indem wir unsere Mitschwestern im Bund und andere Kontaktpersonen in den Ländern des Südens in Solidarität dabei unterstützen, den Armen aktiv zu helfen.

Im vergangenen Jahr 2017 haben wir als Heliand auf Bundesebene neben der Frauenarbeit in Südafrika (Sr. Angelika Laub) und einem Schulprojekt in der Diözese Torit/Südsudan (Initiative von Waltraud Schieker) vier kleinere Projekte in Lateinamerika gefördert: Ernährungshilfe für alte Frauen und Frauenarbeit (Sr. Werburga Schaffrath OSB, Centro Social Sao José do Monte in Caruarú/Brasilien). bauliche Reparaturarbeiten im Kursraum für Frauenarbeit (Sr. Hildegardis Nassen OSB, Centro Social Mizael Montenegro Filho in Olinda/Brasilien) und Arbeit mit weiblichen Gefangenen zur Erwirtschaftung von Einkommen in Tacna/Perú (Lila Barahona, Diözesan-Caritasverband Tacna).

Insgesamt konnten wir diesen kleineren Vorhaben insgesamt rund € 20.000,00 zur Verfügung stellen. Zusätzlich ist noch verschiedenen Heliand-Schwestern in Afrika geholfen worden.

Unsere Hilfe war möglich, weil Heliand-Schwestern und Freundinnen und Freunde großzügig gespendet haben. Herzlichen Dank an alle! Bedanken möchte ich mich aber auch bei den Leserinnen der Seiten „Aus aller Welt“ für ihr Interesse an der weltkirchlichen Thematik.

Christel Wasiek



Auf und ab

Auf und ab, hinaufsteigen und herunterkommen.

Zwei Gesten, die uns inspirieren können.

Hinaufsteigen, ohne schwindlig zu werden,

ohne sich größer und besser zu dünken.

Herunterkommen: Das erinnert uns an den großen Abstieg,
an Gottes Sohn, der Mensch und unser Bruder werden wollte.

Hinabsteigen, leichten und frohen Herzens,
um näher bei den kleinen und einfachen Leuten zu sein.

Dom Helder Camara

Qualifizierung von Freiwilligen in Peru

Ich bin mehrfach gebeten worden, wieder einmal etwas von der von mir gegründeten Stiftung „Seniorenhilfe weltweit“ zu berichten. Da ich gerade im November 2017 mit einem Vorstandsmitglied von Lima aus Dorfgemeinden in der Prälatur Juli besucht habe, komme ich dieser Anfrage gerne nach und mache auch einen Projektvorschlag.

Die Prälatur Juli gehört zur Region Puno, die landschaftlich sehr schön und touristisch mit dem Titicacasee sehr attraktiv ist. Leider ist Puno eine der den ärmsten Gegenden Perus. Unsere Stiftung fördert daher in der Region, in Kooperation mit drei Caritasverbänden, Senioren- und Mehrgenerationenarbeit.

Wie auch in anderen Ländern Lateinamerikas werden die Dörfer in Peru leer, weil junge Menschen Verdienstmöglichkeiten in den Städten suchen. Zurück bleiben Kinder und alte Menschen. Die Großeltern müssen häufig die Erziehung der Enkel unter schwierigen wirtschaftlichen Bedingungen übernehmen. Dadurch verändern sich das Leben im Dorf und die soziale Infrastruktur, allerdings gibt es erfreulicherweise noch überall Grundschulen. Wegen der weiten Entfernungen und der schlechten Zufahrtswege haben selbst die Kirche und die Caritasverbände wenig Kontakt mit der ländlichen Bevölkerung.

In Gesprächen mit den Caritasverbänden der Region ist vereinbart worden, die ländliche Sozialarbeit mit dem Schwerpunkt auf alte Menschen und das Miteinander der Generationen aufzubauen. Auch in der Prälatur Juli sind seit 2013 Seniorengruppen angeregt, Treffen organisiert und der Zugang zu Gesundheitsdiensten verbessert worden. Außerdem sind Begegnungstreffen zwischen Schüler/innen und alten Menschen durchgeführt worden, damit Kinder und Jugendliche vom Erfahrungswissen der alten Menschen – Heilpflanzen, Ernährung, Traditionen – profitieren und alle Beteiligten ihre sozialen Netzwerke im gering besiedelten Anden-Hochland erweitern können.

Ergänzend dazu werden in den verschiedenen Dörfern Kleinprojekte zur Eierproduktion durchgeführt. Alte Menschen halten Legehühner, um ihre Ernährung zu verbessern und gleichzeitig etwas Einkommen durch den Verkauf von Eiern zu erwirtschaften. Die alten Menschen, sind motiviert, das Projekt aktiv mit zu gestalten, gerade auch im Hinblick darauf, dass Hühnerhaltung noch ihrer physischen Leistungsfähigkeit entspricht, was bei größeren Tieren (Ziegen, Schafen) nicht mehr gegeben wäre. Die „Eier-Projekte“ bieten den Teilnehmern, überwiegend alte Frauen, neben der Verbesserung der Ernährungs- und Einkommenssituation die Möglichkeit, eine sinnvolle Tätigkeit auszuüben, begrenzt zum Unterhalt ihrer Familien beizutragen und mehr Anerkennung zu erleben. Auch im Dorf werden sie aufmerksamer wahrgenommen als früher.

Bei unserem Besuch im November 2017 haben wir an einem Mehrgenerationentreffen teilgenommen, bei dem die Kinder u.a. von den alten Menschen gelernt haben, Bäumchen zu pflanzen und zu pflegen, und zu unterscheiden, welche Heilkräuter bei welchen Erkrankungen hilfreich sind. Wir konnten alte Menschen auf ihren kleinen Höfen besuchen und die Arbeit der Sozialarbeiterin kennenlernen. Besonders beeindruckt waren wir von den Mitarbeiter/innen – freiwilligen Helferinnen, einem Agrartechniker und einer Sozialarbeiterin -, die fachlich kompetent und außerordentlich motiviert und engagiert arbeiten. Die Arbeit mit der indigenen Bevölkerung kann nur auf der Grundlage von Vertrauen gelingen. Daher sprechen die Mitarbeiter/innen Aymara, denn gerade alte Frauen mit geringer Schulbildung können Spanisch zwar teilweise verstehen, nicht aber sprechen. Eine der Voraussetzungen für die Entwicklung vertrauensvoller Beziehungen ist die gemeinsame Sprache Aymara.

Im Auswertungsgespräch über unseren zweitägigen Besuch mit dem Team hat P. Javier Quispe Condori, der Generalsekretär der Caritas Juli, darauf hingewiesen, wie wichtig die Arbeit mit den Senioren/innen und die Förderung der Beziehungen zwischen den Generationen ist.

Alte Menschen sind in Peru generell benachteiligt und mehrheitlich extrem arm. In den ländlichen Regionen verschärft sich noch einmal die Situation der alten Menschen, insbesondere die der alten Frauen. Auch die Caritas ist arm, so dass für die Fortbildung der Mitarbeiter/innen oder den Kauf von Büchern und Materialien kein Geld vorhanden ist. P. Javier hat uns gebeten, der Cáritas Juli zu helfen, eine kleine sozial-gerontologische Bibliothek aufzubauen, die vor allem den Freiwilligen, fast alles Frauen, und dem Fachpersonal zur Verfügung stehen soll, aber auch offen ist für Studierende der Sozialarbeit und Interessierte aus anderen Organisationen.

In Peru fehlt sozial-gerontologische Fachliteratur und die meisten Mitarbeiter/innen haben keinen oder nur einen sehr eingeschränkten Zugang zum Internet. Wer sich qualifizieren will, muss daher auch weiterhin Texte, Dokumente und Bücher lesen, so dass das Anliegen der Cáritas Juli nachvollziehbar ist. Bücher sind teuer, es müssen jeweils rund € 20,00 und für die Kopie von Büchern und Dokumenten jeweils rund € 5,00 kalkuliert werden. Für die Anschaffung von Büchern und die Einrichtung einer kleinen Bibliothek werden insgesamt rund € 3.000,00 benötigt, davon wird Cáritas Juli € 1.000,00 tragen, so dass € 2.000,00 extern finanziert werden müssen.

Da andere Caritasverbände in Peru, mit denen die Stiftung „Seniorenhilfe weltweit“ zusammenarbeitet – vor allem Tacna-Moquegua und Caritas del Peru in Arequipa -, in einer ähnlichen Lage wie Caritas Juli sind, möchten wir diese mit je € 500,00, das entspricht etwa 25 Büchern, unterstützen.

Der Gesamtbedarf an externer Finanzierung liegt dann bei € 3.000,00. Die Stiftung „Seniorenhilfe weltweit“ würde sich sehr freuen, wenn der Heliand mit ca. € 2.000,00 helfen würde. Die verbleibenden Kosten wird die Stiftung übernehmen. Da die meisten Freiwilligen und Mitarbeiter in sozialen Diensten Frauen sind, trägt der Aufbau einer sozial-gerontologischen Bibliothek zur Qualifizierung von Frauen bei, so dass das Projekt auch zur Intention des Heliand passt, Mädchen und Frauen zu fördern.

Christel Wasiek